



Schader Stiftung

Fachtagung „Das Soziale und Gerechte“
Keynote: Die soziale Dimension der
Nachhaltigkeit
Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Klaus Töpfer
7. Dezember 2018, Darmstadt

Einen schönen guten Morgen meine sehr verehrten Damen und Herren,

zwar ist es noch sehr früh am Morgen, aber das Gebäude, Herr Gemeinhardt, ist so gestaltet, dass sich hier jede Minute lohnt. Bei Veranstaltungen wie diesen kann ich es kaum ertragen, wenn ich die Anwesenden nicht ansehen kann und wenn alle an mir vorbei schauen. Deshalb bin ich kein Freund von Präsentationen und werde auch heute ohne eine solche auskommen, ich bitte das zu entschuldigen.

Die soziale Dimension von Nachhaltigkeit ist ein spannendes Thema, das ganz unterschiedliche Verbindungen aufweist. Heute findet in Hamburg wieder einmal ein Parteitag statt. Das darf man deswegen erwähnen, ohne werbend zu wirken, weil dieser in den Medien heute, glaube ich, im Dauerlauf dargeboten wird. Und ich erinnere mich an einen Parteitag zurück, an dem ich als damaliger Umweltminister teilgenommen habe. An diesem Tag hatten wir uns vorgenommen, ein Grundsatzprogramm auf die Beine zu stellen, welches aus der sozialen Marktwirtschaft eine ökologische und soziale Marktwirtschaft macht. Wir hatten mit dem Sozialausschuss intensiv zu ringen. Dieser sah sich verraten und verkauft, als Bestandteil der Partei Erhards mit ihrer sozialen Marktwirtschaft. Wir haben, glaube ich, vier Stunden lang diskutiert – und waren dabei erfolgreich. Die ökologische und soziale Marktwirtschaft wurde akzeptiert.

Im Anschluss, in diesem Jahr vor 20 Jahren, verließ ich die Politik, um in Afrika das Umweltprogramm der Vereinten Nationen zu leiten. Schließlich fand der nächste Parteitag statt. Und was passierte? Das Ökologische wurde wieder gestrichen, es kam wieder zu einer Marktumkehr. Das erinnert mich an viele andere Dinge, die auch heute passieren. Ich weiß nicht, ob Sie Zygmunt Baumann kennen. Zygmunt Baumann, der im letzten Jahr mit 91 Jahren verstorben ist, einer der größten sozialwissenschaftlichen Denker. In einem Spiegel-Interview zur Flüchtlingsfrage aus dem Jahr 2017 wies er unter anderem darauf hin, dass Thomas Morus vor 500 Jahren noch Utopia geschrieben habe, das gäbe es nun allerdings nicht mehr. Er habe jetzt ein Buch fertiggestellt, welches posthum veröffentlicht wurde: es heißt „Retrotopia“. Die Utopie liegt also eigentlich in der Vergangenheit. Dies bestätigt sich regelmäßig in Umfragen: allen geht es gut, aber jeder und jede hat Angst vor dem, was noch kommt. Wir sind also eher daran interessiert, den Rückblick als die Utopie der Zukunft anzusehen.

Die Frage, inwieweit wir die drei Vokabeln „ökonomisch“, „ökologisch“ und „sozial“ in unsere Vorstellung von Nachhaltigkeit oder Entwicklung hineinfließen lassen, lässt sich von verschiedenen Seiten aufdröseln. Sie können so beginnen: Am Anfang stand die Marktwirtschaft, pur, mit all den negativen Konsequenzen für die soziale Stabilität einer Gesellschaft. Die fehlende soziale Stabilität wurde durch Gewerkschaften in hohem Maße angegangen. Das war ein klares politisches Signal: diese negativen Konsequenzen müssen erkannt und abgebaut werden. Die Abwälzung der entstehenden Kosten auf die Ökologie war überhaupt kein Thema. Dementsprechend trug das, was wir für Rio de Janeiro 1992 machten, kein „sozial“ im Titel. Ich spreche von der United Nations Conference on Environment and Development. Wir fuhren damals durch die Welt und versuchten, andere Länder für unser Vorhaben zu gewinnen. Waren wir im Norden dieser Welt, sprach man dort stets von der United Nations Conference on Environment and Development. Ging man in den Süden dieser Welt, sprach man von der United Nations Conference on Development and Environment. Und zu den Begriffen, die in Rio schließlich massiv diskutiert wurden, gehörte nicht nur Sustainable Development, sondern auch der eigentlich intensivere, aus dem Süden vorgetragene, Begriff Sustained Economic Growth. Dass wir zu Sustainable Development gekommen sind, war eine ziemlich bemerkenswerte Herausforderung. Das war damals wohl nur dadurch denkbar, dass Deutschland 1992, kurz nach dem Fall der Mauer und der Überwindung der Bipolarität dieser Welt, durch eine Euphorie mitgetragen wurde. Man fühlte sich in der Lage, Friedensdividenden einzusetzen, um nicht nur die sozialen Konsequenzen wirtschaftlichen Handelns, sondern auch die

ökologischen Konsequenzen zu erfassen und anzugehen. Dadurch konnte dieser Faktor Einzug finden. Nur eine Fußnote dazu. Man arbeitet bis zur Stunde intensiv in die Richtung, dass es eigentlich eine vierte Säule bräuchte. Und das ist die Kultur. Damit hätten wir in der Einheit die Differenziertheit noch sehr viel stärker herausgearbeitet. Es wird immer gesagt das fiele unter das Soziale, deshalb bräuchten wir das nicht. Aber noch einmal: Die Streitkultur spielte sich in Rio eben nicht mehr zwischen ökonomisch und sozial, sondern zwischen ökonomisch und ökologisch ab. Und daher die Ergebnisse: die United Nation Convention on Climate Change und die United Nation Convention on Biodiversity. Beide Ergebnisse von Rio sind vornehmlich ausgerichtet auf die ökologische Komponente des wirtschaftlichen Entwicklungsprozesses.

Wenn wir uns fragen, was denn nun eigentlich das zentrale Thema der Nachhaltigkeit ist, dann können wir bei Carl von Carlowitz anfangen. Man darf nicht über Nachhaltigkeit sprechen, ohne ihn einmal zu erwähnen. Er ist inzwischen etwas länger als 300 Jahre verschieden. Carl von Carlowitz war sozusagen Generalmanager der Gruben im Freistaat Sachsen, dort Oberberghauptmann. Welch wunderbarer Titel: Oberberghauptmann in sächsischen Diensten. Dass er das in Sachsen war, war kein Zufall. Sachsen war damals praktisch die Montanregion Europas. Insbesondere weil sie bis in die jüngste Vergangenheit Silberbergbau betrieb. Es war in Sachsen nicht selten, dass so einer wie Carl von Carlowitz sich Gedanken machte, wie das alles weitergehen sollte. Und da merkte er, dass er für seinen großen Vorgesetzten, den Kurfürsten von Sachsen, der ja auch König von Polen werden wollte, möglichst viel Silber gewinnen musste. Also musste er immer mehr verhütten, dafür brauchte er in jedem Fall Energie und er brauchte eine Abstützung von diesen Flözen in Form von Holzstempeln. Er sah, dass für diesen Ressourcenbedarf die großen Wälder Sachsens nicht mehr geeignet waren. In Folge schrieb er ein Buch über die Bewirtschaftung von Wäldern. Eine der Maßnahmen, die er ins Gespräch brachte, nachdem er realisierte, dass den Wäldern mehr genommen wird, als in derselben Zeit nachwachsen kann, war die Klassische Substitution. Diese wenden wir bis heute an, wenn wir Knappheit haben. Für ökologisch Interessierte ist dies eine böse Antwort. Er schrieb ein ganz großes Kapitel über die Nutzung von Torf, das war nicht ganz so, wie man es heute vielleicht als sinnvoll erachten würde, denn er hat substituiert. Zweitens zielte er auf höhere Effizienz ab. Er schrieb ein großes Kapitel darüber, wie die Hausfrauen Sachsens mit weniger Holz das Mittagessen kochen können. Er schrieb kein Wort über Suffizienz. Aber er sprach von Engineering. Denn er fragte sich, welche Bäume man anpflanzen sollte, um möglichst schnell viel Masse zu produzieren. Er ist der Ausgangspunkt der Fichte als Brotbaum des deutschen Försters Er hat also die Nachhaltigkeit in Deutschland auf die Agenda gebracht. Er hat gesagt: „Wir müssen nachhaltig leben“. Für das Aufgreifen des Begriffs „nachhaltig“ wird er nicht in eine grüne Umgebung gesetzt, sondern in eine ökologische Umgebung. Er hat aber auch das Soziale mitgedacht. Er hat immer gesagt, dass von einem kleinen Bauern nicht erwartet werden kann, dass er für die Zukunft sorgt. Schließlich erarbeitet er gerade mal so viel, wie er für die Versorgung seiner Familie braucht. In die Pflicht genommen werden müssen die großen Besitzer, sie haben die Chance dazu. Sie müssen dafür sorgen, dass die anderen ein vernünftiges Leben leben können. Die soziale Komponente war also ein Instrument zur Erreichung seines Hauptzieles, der Möglichkeit Silber abzuliefern.

Noch einmal: die Berücksichtigung der sozialen Dimension in Rio 1992 erwuchs aus einer Euphorie, die nicht mehr da war. Die ökologische Dimension wurde dafür immer deutlicher. Was die ökologische Dimension und insgesamt die Nachhaltigkeit darstellt, war die Dimension Zeit. Wie wälzt man Kosten ab und wann werden Kosten beglichen? Und da befinden wir uns wieder genau an der Schnittstelle zur sozialen Ebene. Alles, was wir als nicht nachhaltig ansehen, ist eine abgewälzte Kostenfolge von anderen Entscheidungen. Wir gehen im Augenblick sogar ganz eindeutig in die Richtung, dass wir nur noch in der Beseitigung der negativen Konsequenzen vorangegangenen Wachstums wachsen. Gehen Sie das mal im Geiste durch. Sie werden das wiederfinden. Der deutschen Automobilindustrie kann bei mehr oder weniger gesättigten Märkten nichts Besseres passie-

ren als dass man sagt, die Autos, die wir jetzt haben, die müssen weg. Dann wird der Markt frei. Durch die negativen Konsequenzen vorangegangener Produkte werden die Märkte wieder frei für neue.

Kommen wir mit einem kleinen Schlenker auf das andere Thema zurück. In seinem wirklich historischen Beitrag in Nature 2002 „Geology of mankind“ spricht Paul Crutzen von einer Pfadabhängigkeit, in der wir uns befinden. Er behauptet, wir werden die damit verbundenen Konsequenzen nur bewältigen können, wenn wir dieses zu einer Aufgabe von Engineering machen. Da bin ich wieder bei Carl von Carlowitz: Engineering als Climate Engineering, Geoengineering und so weiter. Und sagen Sie nicht, das sei eine visionäre Angelegenheit, lesen Sie sich mal die Wissenschaftsplanung und die Arbeiten bei Harvard durch, dann sehen Sie, dass Climate Engineering und Geoengineering extrem weit oben auf der Agenda stehen. Ich hatte die Freude, ein Institut in Potsdam zu gründen, das Institute for Advanced Sustainability Studies (IASS). Es besteht bis heute, Ortwin Renn, Patrizia Nanz und Mark Lawrence leiten es. Mark Lawrence ist, wenn Sie so wollen, ein wissenschaftlicher Enkel von Paul Crutzen. Ich wollte eigentlich den Sohn haben, weil ich wissen will, wie diese Engineering-Frage sich auf die Abwälzung von Kosten auf andere auswirken wird. Die Abwälzung kann auf beiden Seiten passieren. Auf der sozialen und der ökologischen Seite. Sie kann intertemporär passieren oder sie kann interregional passieren. Und in beiden Bereichen ist es ja auch so. Die abgewälzten Kosten werden also als Impuls für neue Maßnahmen umgesetzt, mit der Wahrscheinlichkeit, dass daran wiederum nicht vorhergesehene Maßnahmen angesetzt werden müssen, die wiederum andere belasten.

Einer meiner Vorgänger und verantwortlich für die United Nations in Nairobi war Mustafa Tolva, eine legendäre Figur. Den kennen Sie alle nicht mehr, alles junge Leute hier. Er war Ägypter. Und da gab es einmal die gute Frage: „What is the difference between Godfather and Mustafa Tolva?“. Und die Antwort war: „Godfather is everywhere and Mustafa Tolva ist everywhere too, except in Nairobi“. Das war nicht mehr seine Sache. Diese Frage wird sich also immer wieder stellen: Wie sieht denn dieses Engineering aus, was wir da haben und wie wird es sich niederschlagen? Diskutieren Sie mal Anthropozän und Engineering, Climate Engineering oder Geo Engineering mit Wissenschaftlern aus Afrika, die gehen Ihnen an die Gurgel. Weil sie sagen: ihr macht jetzt ein Großexperiment in Engineering, um die Probleme, die ihr geschaffen habt, die bei euch auftreten, zu beseitigen, ohne dabei zu fragen, wie die negativen Konsequenzen auf uns aussehen. Und damit sind wir in einer nicht unerheblichen Verteilungsdiskussion. Und jede Verteilungsdiskussion ist, wenn Sie so wollen, immer auch eine soziale Diskussion.

Wir müssen uns also, glaube ich, sehr intensiv aus dieser Sprachlosigkeit der Nachhaltigkeit zur sozialen Dimension herausarbeiten. Ella Müller, ich weiß nicht, ob Sie sie noch kennen, war einmal Ministerin in Schleswig-Holstein, nachdem sie Abteilungsleiterin in dem von mir geleiteten Umweltministerium war. Auch heute ist sie noch sehr aktiv. Ella Müller hat gesagt, die soziale Dimension war eigentlich das Stiefkind der Nachhaltigkeit. Ich glaube, darüber kann man lange diskutieren. Wir sehen, dass darauf schon sehr viel reagiert wurde. Fragen Sie sich doch einmal, wie es denn zu Volksparks gekommen ist. Volksparks waren in Städten eine Möglichkeit für sozial Schwache, ihre Freizeit in einer vernünftigen Umgebung zu verbringen. Das Volkslied, das damals und heute mitgesungen werden kann, ist: „Aus grauer Städte Mauer ziehen wir durch Wald und Feld“. Je niedriger die sozialen Möglichkeiten, desto stärker wurde man von den grauen Städten und den Mauern erschlagen. Deswegen gab es die Ansätze von Volksparks oder Laubenkolonien und vielem mehr, sie sollten die Städte auflockern, Möglichkeiten des sozialen Handelns schaffen.

Wir sehen solche Aufgaben und Zusammenhänge an vielen Stellen immer wieder. Wir sehen sie in all den Bereichen, die wir mit sozialer Gerechtigkeit verbinden. Sie wissen, dass wir damit im Allgemeinen vier Teilbereiche verbinden. Die Generationengerechtigkeit ist einer davon. Und die

Generationengerechtigkeit ist gerade in diesem Zusammenhang sehr bedeutsam. Zu nennen sind zudem die Bedarfsgerechtigkeit, die Leistungsgerechtigkeit und die Chancengerechtigkeit. Diese sind untereinander massiv verbunden. Erkennbar ist ein magisches Viereck, so wie sich bei den drei ökonomischen Zielen ein magisches Dreieck erkennen lässt. Je mehr man sich der einen Gerechtigkeitsform annähert, je mehr Generationengerechtigkeit vorhanden ist, desto eher wird wahrscheinlich eine andere Säule der Gerechtigkeit in Frage gestellt. Das haben wir uns erleichtert, indem wir auf die Ökologie umgewälzt und Probleme in Zeit und Raum verschoben haben.

Ich sehe, wie gesagt, Afrika immer und immer wieder als Beispiel dafür. Es ist schon bemerkenswert, wie man der Meinung sein kann, dass das alles ohne soziale Konflikte und ohne ökologische Nachwirkungen bewältigt werden kann. Ich mache mir das immer wieder anhand einer kleinen Zeichnung klar. Ich wollte sie eigentlich zeigen, aber Sie können sie auch gut mitverfolgen. Malen Sie sich im Kopf eine Karte, fangen Sie oben in Norwegen an, zeichnen Sie Europa, das Mittelmeer, Maghreb bis hin zur Subsahara in Afrika. Nun machen Sie einen Strich durch jedes Land, durch das Sie kommen, schreiben Sie dran, wie hoch das Pro-Kopf-Einkommen in diesem Land ist. Fangen Sie oben in Norwegen an, da ist es fast bei 80.000, dies ist das größte Pro-Kopf-Einkommen, das wir haben. Bei uns liegt das Pro-Kopf-Einkommen bei etwa 46/47.000, wenn Sie in der europäischen Union nach Südosten gehen, kommen Sie schon deutlich in die 30er Größenordnung. Gehen Sie über das Mittelmeer, sind Sie bei 2.500 bis 3.000 im Maghreb. Und sind Sie in der Subsahara in Afrika angelangt, in meinem Kenia oder woanders in dieser Region, sind wir bei einem Pro-Kopf-Einkommen von rund 1.000. Und dann machen Sie den Strich in die andere Richtung zurück. Und schreiben Sie bei denselben Ländern das Durchschnittsalter der Bevölkerung dazu. Dabei fangen Sie unten in Afrika an, das Durchschnittsalter der Bevölkerung liegt bei circa 20 Jahren, in mehreren Ländern jedoch noch unter 20 Jahren. In Maghreb liegen Sie zwischen 25 und 30. Unser Durchschnittsalter der Bevölkerung ist praktisch so hoch wie unser Pro-Kopf-Einkommen, 46/47 Jahre. Und wenn Sie diese beiden Faktoren sehen, dann wissen Sie, offenbar ist hier ein Verteilungsproblem im Gange. Denn das, was dort unten erarbeitet wird, ist die Grundlage des Wohlstands hier.

Wiederum ein konkretes Beispiel: Ich war als junger Mann in einer Konferenz für tropische Regenwälder in Kamerun, oben in der Hauptstadt. Wir fuhren vom Flughafen mit dem Auto auf einer für afrikanische Verhältnisse gut ausgebauten Straße zu einer Konferenz, die die Erhaltung der tropischen Regenwälder zum Gegenstand hatte. Auf der anderen Seite kam uns ein Langholz-Wagen nach dem anderen entgegen. Diese fuhren nämlich hinunter zum Hafen, die Stämme wurden dort verladen und direkt exportiert. Die Wertschöpfung eines solchen Stammes ist minimal. Die Wertschöpfung, die in Afrika damit verbunden ist, ist, dass sie so eine Stichstraße hineinschlagen, dass sie den Baum fällen. Die Säge kommt schon nicht aus Afrika, die ist aus guter deutscher Produktion. Dann können sie die Stämme soweit fertigmachen, dass sie auf einen Laster verladen, heruntergefahren und auf einen Frachter umgeladen werden. Das ist das Ende der Wertschöpfung dieses Baumes. Jeder, der sich über die Erhaltung des Regenwaldes unterhält, müsste genau diese damit verbundenen sozialen Konsequenzen mitdenken. Du kannst ja nicht sagen: „Ihr dürft das nicht!“. Wir müssten Wertschöpfung zurück nach Afrika verlagern. Ich habe das in einer Rede in Ostwestfalen gesagt, das hat mir vielleicht einen Ärger eingebracht. Ich habe gesagt, man müsste die Furnierwerke dort unten haben. Ich kann Ihnen sagen, Ostwestfalen ist eine Möbel-Region. Da gibt es mehrere Furnierwerke. Was meinen Sie, was los war? Das heißt, die abgewälzten Kosten sind die sozialen Probleme, die wir hinterlassen und die wir beklagen und die wir mit den Mitteln wieder bewältigen wollen, die bei uns möglicherweise einmal vernünftig waren. Insofern sind solche Fallbeispiele extrem bedeutsam. Und Sie können sie durchgehen, wo auch immer Sie wollen, da gibt es nicht nur diese afrikanischen Baumstämme. Wenn wir die Wertschöpfung so niedrig halten, dann schaffen wir dadurch soziale Probleme. Diese manifestieren sich gleichzeitig

ökologisch. Wir sind uns dessen schon bewusst. Wir sind nur nicht bereit, die damit verbundenen Konsequenzen zu tragen.

Das ist meine Konsequenz aus alledem: Ja, wir müssen die Abwälzung beenden. Im ökologischen und im sozialen Bereich. Und wir müssen die Verbindung zwischen den beiden Polen sehen. Wir führen bereits Umweltverträglichkeitsprüfungen durch. Aber wir müssten auch Sozialverträglichkeitsprüfungen durchführen. Diese finden möglicherweise in hoch entwickelten Ländern statt, wo Gewerkschaften diese Verträglichkeitsprüfungen ja bei jeder sich bietenden und ernstzunehmenden Veränderung aufgreifen. Aber das ist bei dem Export des Stammes aus Afrika nicht der Fall. Dort werden die Versäumnisse im ökologischen Bereich wahrgenommen, aber die Katastrophe im sozialen Bereich wird übersehen. Und das können Sie an vielen anderen Stellen auch beobachten. Es gibt eine klare Korrelation zwischen dem sozialen Status, der Wohnsituation und der Umgebung, in der Sie sich befinden. Gehen Sie einmal in die Slums, dann wissen Sie, dass dort die Abwälzung von Kosten stattfindet, die an anderer Stelle entstanden sind. Wer das trennt, macht schon einen Fehler. Deswegen würde ich ungern von einer Umweltverträglichkeits- und einer Sozialverträglichkeitsprüfung sprechen. Mir geht es um eine Nachhaltigkeitsprüfung, in der die soziale Dimension selbstverständlich mit der ökonomischen einhergeht. Wir machen Fehler, wenn wir einzelne Säulen der Nachhaltigkeit isoliert betrachten und danach handeln. Wir müssen sie schon zusammenbringen, weil sie zusammengehören, wie in der Gerechtigkeitsdefinition, weil sie sich letztlich wechselseitig beeinflussen. Die Frage, ob wir die Kraft dazu haben, so eine soziale Nachhaltigkeit auch umzusetzen, werden wir zu diskutieren haben. Ich muss Ihnen ganz ehrlich sagen, überall dort, wo man angesetzt hat, diese Konsequenzen im sozialen Bereich aus der ökologischen Belastung heraus aufzugreifen, kriegt man erhebliche Schwierigkeiten. Ich habe sie jedenfalls immer und immer wieder gesehen. Ich habe versucht, sie anhand eines Beispiels zu verdeutlichen, es gibt jedoch viele solcher Beispiele. Gehen Sie an jeden Bergwerkstandort, auch bei uns hier: Ganz ohne weiteres ist die ökologische Dimension erfassbar, schwierig wird es, wenn wir sie in die soziale Dimension einbinden müssen. Dieses Zusammenbringen von Säulen möchte ich gerne vertreten. Ich möchte sie in der Nachhaltigkeit verbunden wissen. Deswegen sind wir einmal auf Nachhaltigkeit gekommen. Weil wir gemerkt haben, dass wir nicht von Kapitel eins, zwei und drei sprechen können, sondern all das in sich verklammert sein muss. Fehlt ein Bestandteil, wird stets ein anderer belastet.

Ich glaube schon, dass so etwas von einer solchen Tagung hier bei der Schader-Stiftung ausgehen könnte: Es geht nicht nur um die soziale Seite der Nachhaltigkeit. Diese allein darauf ausgerichtete Position ist ja besetzt, aber das wäre zu einseitig. So wie meine Partei der Meinung war, mit der sozialen Marktwirtschaft alle Sozialfragen abgeräumt zu haben Um Gottes Willen, nicht noch „ökologisch“ dazu, dann müssen wir ja noch anderes abräumen, das würde ja möglicherweise unsere Verteilungsmasse verändern und verkleinern. Solche Argumente gab es zu Hauf. Wichtig ist mir die Notwendigkeit, klarzumachen, dass soziale Faktoren berücksichtigt werden müssen. Und ich sage nochmal, dass auch kulturelle Faktoren berücksichtigt werden müssen. Nur dann kriegen wir, glaube ich, auch die damit verbundene Friedensfähigkeit von Entwicklung wieder hin, die wir im Augenblick in hohem Maße verloren haben.

Wenn ich abschließend darauf zurückkommen darf: Wir sind permanent dabei, uns ökonomisch zu subventionieren. Die Schulden werden immer höher. Und die Lösung der damit verbundenen Konsequenzen immer schwerer. Und wir verschieben diese Probleme immer wieder über die Zeitachse und zunehmend auch über die regionalen Achsen. Das heißt, wir werden andere damit belasten. Ein weiteres Beispiel dafür: Wir haben sehr lange dafür gebraucht, uns klarzumachen, dass die Nutzung bestimmter chemischer Stoffe die Ozonschicht kaputt macht. Diese chemischen Stoffe sind im Süden der Welt nie genutzt worden. Dazu zählen etwa halogenierte Kohlenwasserstoffe, die haben wir in unseren Sprühdosen genutzt. Vom Loch in der Ozonschicht sind aber nicht wir

betroffen, sondern die anderen, die die Chemikalien nie genutzt haben. Und diese sozialen Spannungen werden immer bekannter. Warum müssen andere denn die Konsequenzen dessen tragen, was wir da angerichtet haben? Im Klimabereich ist es ja nicht anders. Erst dann, wenn wir betroffen sind, werden wir wirklich aktiv. Wenn andere betroffen sind, ist das immer etwas schwieriger. Wer solche Dinge ignoriert, muss sich klar darüber werden, dass er nicht mehr friedensfähig ist. Denn das nimmt niemand einfach so hin. Und die Menschen gehen auf einmal an die Ursachen heran und sagen, hier, da liegt der eigentliche Kern dessen, was getan werden muss. Eine hochpolitische Fragestellung, die wir bei uns viel zu selten thematisieren. Die wir sehr viel mehr thematisieren müssen. Wir sind nicht mitleidend und mitfühlend, wenn wir spenden und uns einsetzen. Nein. Wir bezahlen die Kosten unseres Wohlstands. Wir bezahlen die Kosten unseres Wohlstands, die wir bisher ganz selbstverständlich auf andere abgewälzt haben. Das ist eine soziale Verwerfungslinie, die in Nachhaltigkeit nicht vorkommen darf, sonst ist sie nicht nachhaltig. Deswegen spreche ich meine Empfehlung aus: die Verbindung der drei Begriffe „ökonomisch“, „ökologisch“ und „sozial“. Wir müssen diese Dinge aufeinander beziehen. Und bei allem möglicherweise auch Abstriche machen. Und ich kann Ihnen sagen, für mich wird es wohl noch reichen, aber viele andere werden diese Verschiebungen, diese Abwälzungen als ganz konkrete Probleme zurückgespielt sehen. Und viele werden auf einmal überrascht sein, dass andere Bürgerinnen und Bürger nicht mit davon erbaut sind.

Ich befürworte es sehr, dass Sie das Thema aufgegriffen haben. Ich glaube, das ist eine gute Idee. Aber bitte isolieren wir es nicht. Das haben wir an anderen Stellen genug getan. Und aus der Isolierung resultieren falsche Rezepte. Und das, glaube ich, ist das Schwierige daran. Das Konzept der Nachhaltigkeit ist immer ein integratives gewesen und das muss es auch weiterhin sein, wenn es wirksam werden soll. Es wird umso dringlicher, da die Globalität der Auswirkungen unseres Handelns heute nicht mehr zu übersehen ist. Und es wird immer deutlicher, dass wir die damit verbundenen sozialen Schichtungen nicht in friedlicher Form bewältigen können, wenn wir nicht wirklich an die Ursachen herangehen.

Herzlichen Dank.